

A. 831.

K 12.

Heinrich Pestalozzi

Vortrag

gehalten bei der Pestalozzi-Feier in St. Gallen
am 12. Januar 1896

von

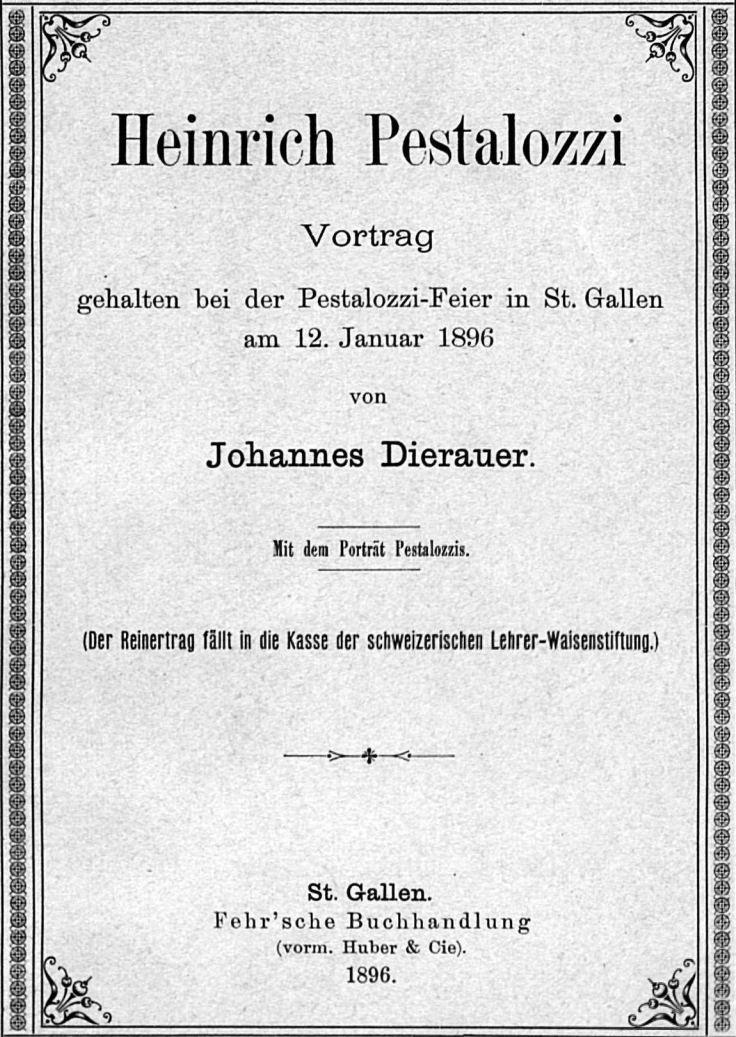
Johannes Dierauer.

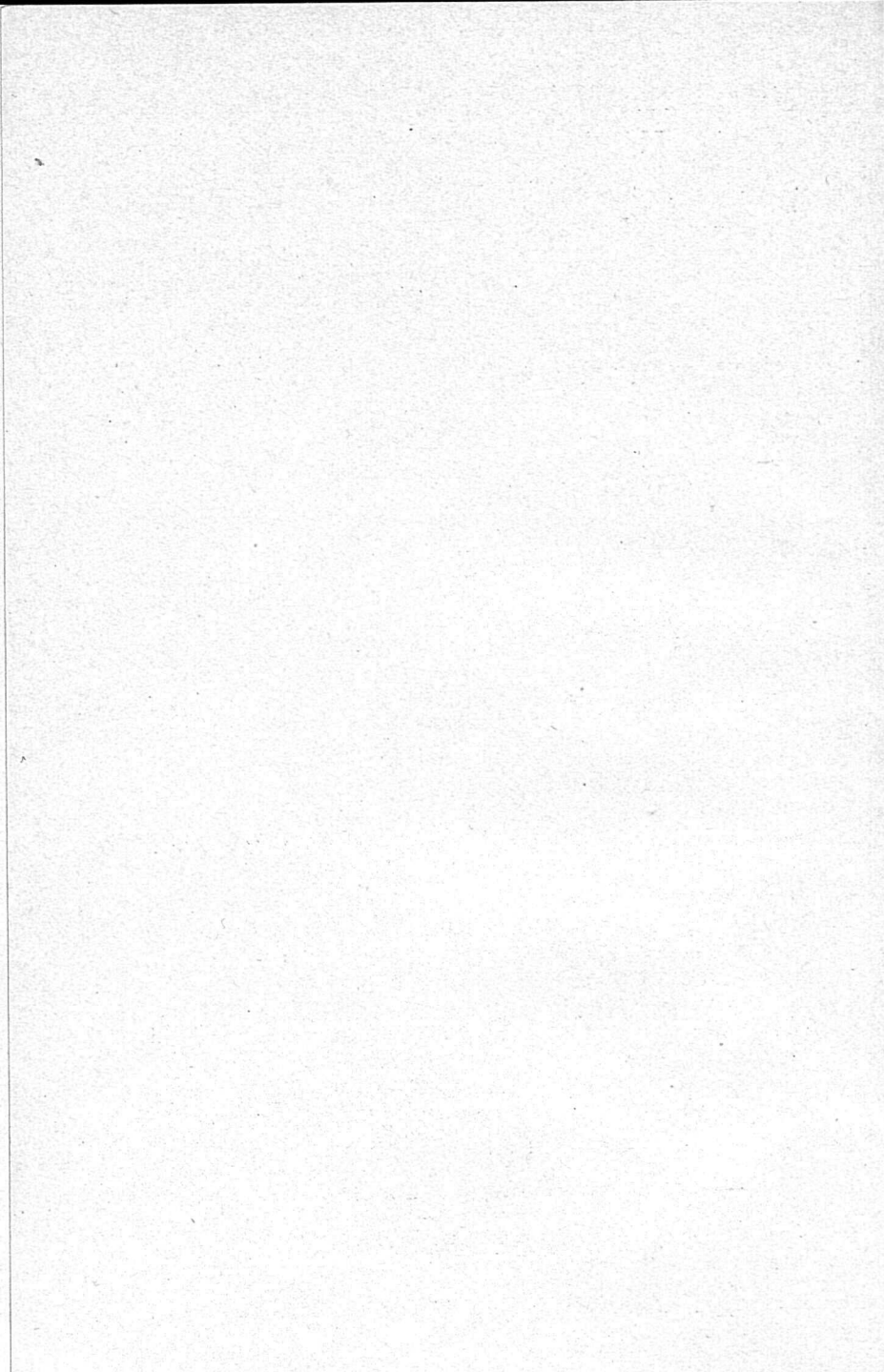
Mit dem Porträt Pestalozzis.

(Der Reinertrag fällt in die Kasse der schweizerischen Lehrer-Waisenstiftung.)



St. Gallen.
Fehr'sche Buchhandlung
(vorm. Huber & Cie).
1896.









Heinrich Pestalozzi

Vortrag

gehalten bei der Pestalozzi-Feier in St. Gallen
am 12. Januar 1896

von

Johannes Dierauer.

Mit dem Porträt Pestalozzis.

(Der Reinertrag fällt in die Kasse der schweizerischen Lehrer-Waisenstiftung.)



St. Gallen.
Fehr'sche Buchhandlung
(vorm. Huber & Cie).
1896.

96g. 704.

Heinrich Pestalozzi.

Verehrte Anwesende!

Wir sind heute versammelt, um den 150. Geburtstag Heinrich Pestalozzis festlich zu begehen und das Andenken des Mannes aufzufrischen, der durch seine genialen Anregungen dem Werke der Jugendbildung und -Erziehung eine neue, segensvolle Richtung gegeben hat. Wir stehen mit solcher Feier nicht allein. In allen Gauen der Schweiz und sicher auch jenseit ihrer Grenzen, weit herum in germanischen und romanischen Ländern, gedenkt man mit dankbarer Verehrung des Waisenvaters von Stans, des Pädagogen von Burgdorf und von Yverdon, der mit seinem durchdringenden Auge in die Tiefen der Volksseele und des Kindergemütes schaute, der ein unerschütterliches Vertrauen zum guten, entwicklungsfähigen Kern der menschlichen Natur besass und der in Kampf und Not stets nach den höchsten Zielen der Erziehung strebte, bis er, gleich einem tragischen Helden, unter der Ueberlast des Unternommenen zusammenbrach. Nach Hunderten dürften die Festschriften, die Vorträge und die Reden zählen, die in diesen Tagen ihm gewidmet werden und die allem Volke seine unvergängliche Bedeutung in der Geschichte des Unterrichtswesens nahe legen sollen. Daneben wird es freilich auch nicht an Stimmen fehlen, die ihn als den Repräsentanten einer längst überwundenen Zeit betrachten und mit überlegenem Tone an die schwachen Seiten seiner Methode wie seiner

Persönlichkeit erinnern. In der Tat gewährt ja sein Leben und sein Streben kein ungetrübtes Bild. Sein widerspruchsvolles Wesen, seine Schöpfungen und seine Theorien fordern gleichmässig die Kritik heraus. Er war unendlich tätig, aber unpraktisch und zerfahren; er wollte wirken und tief ins Leben greifen, verlor sich aber allzu häufig in einer sorglosen, den Weltformen abgewandten Träumerei; er hatte ein zartbesaitetes Gemüt, aber er vermochte sich nie zu einem edlen Gleichmass der Stimmung durchzuringen; er erschien kindlich bescheiden bis zum Uebermass, zuweilen aber, in den Tagen äusseren Erfolges, liess er sich zu titanenhafter Ueberschätzung seiner Wirksamkeit verleiten; er verfügte über eine wahrhaft elementare Sprachgewalt, aber seine formale Bildung zeigte verwunderliche Mängel.

Gewiss hat er an menschliche Schwächen und Irrungen während eines langen Lebens reichlichen Tribut gezollt. Die Schattenseiten, die auf seinem Bilde haften, sollen uns indes nicht hindern, den grossen, erfreulichen Seiten seines Wesens nachzugehen und gerecht zu werden. Eine geheimnisvolle Kraft, eine brennende Leidenschaft, das Gute zu wirken, trieb ihn an von Jugend auf und blieb lebendig bis zu seinem Tode. Er, der zumal in spätern Jahren auffallend hässlich war, hatte ein Herz, erfüllt von jener Liebe, die die Welt bezwingt. Und der gleiche Mann, dessen ungeordnete äussere Erscheinung die vor ihn Tretenden im ersten Augenblick erschreckte, vermochte Lehrer und Schüler noch über das Grab hinaus in seinen Zauberkreis zu bannen.

Es hätte einen hohen Reiz, dem Werden und Wachsen eines solchen Mannes Schritt für Schritt zu folgen und seinen Lebensgang mit allen seinen Charakter bestimmenden Einflüssen, mit allen seinen Kreuz- und Querzügen vorzuführen. Doch möchte die Lösung dieser Aufgabe in eng gezogenem Rahmen schwerlich befriedigend

gelingen. Auch auf eine einlässlichere Darlegung seiner pädagogischen Ansichten und Arbeiten müssen wir verzichten, um uns nicht in abstracten Einzelheiten zu verlieren. Wir beschränken uns an diesem Denktage auf eine Reihe abgegrenzter Bilder und suchen diejenigen Momente aus seiner litterarischen und praktischen Tätigkeit herauszuheben, in denen sich sein Genius am reinsten offenbart.*)

I.

Von unvergleichlicher Frische und Vielseitigkeit war doch das geistige Leben Zürichs um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Wohin man schaut, begegnet man einer rührigen Kraft, einem energischen Streben nach humaner Bildung, einem freudigen Vaterlandsgefühl. Die aus England und Frankreich herüberströmenden Ideen der Aufklärung fanden in den leitenden Kreisen Verständnis und hingebende Verwertung, und gegenüber den deutschen Einwirkungen verhielten sich die Zürcher nicht nur receptiv: sie wiesen der Dichtkunst neue Bahnen und setzten die Eigenmacht der Phantasie in ihre unveräusserlichen Rechte ein. An der blühenden Gelehrtenschule entfaltete sich ein reger wissenschaftlicher Eifer. Um Breitinger und Bodmer scharte sich die Jugend und wurde von diesen geistbegabten Männern zur freien Selbständigkeit des Denkens in politischen wie in religiösen Dingen, zur Förderung der Ehre des republikanischen Gemeinwesens und zur Achtung vor der einfachen Menschennatur angeleitet. Aus dieser Schule gingen Salomon Gessner, der feinsinnige, empfindsame Künstler und Poet, Johann Kaspar Hirzel, der Vorkämpfer aller gemeinnützigen Bestrebungen, und Lavater, der Mann von schwärme-

*) Es versteht sich von selbst, dass für die folgende Darstellung die allbekanntesten und grundlegenden Arbeiten von Mörkkofer, Morf und Hunziker über Pestalozzi herangezogen worden sind.

rischer, unerschöpflicher Betriebsamkeit auf kirchlichem und sozialem Arbeitsfeld hervor. In dieser geistigen Atmosphäre, in Bodmers Schule, ist auch Pestalozzi, freilich bei höchst engen häuslichen Verhältnissen, aufgewachsen und rasch aus einem verschüchterten, träumerischen Mutterkind ein junger Mann geworden, der sich nicht scheute, mit seinen Altersgenossen einen kecken Angriff gegen unwürdige Beamte vorzunehmen, der unter nachlässiger Hülle eine ungewöhnliche Tiefe der Herzens- und Verstandesbildung barg und der den sprachlichen Ausdruck mit einer überraschenden Sicherheit beherrschte. Dies zeigen die merkwürdigen, erst in neuester Zeit nach ihrem vollen Umfang bekannt gewordenen Briefe an Anna Schulthess, seine Braut*). Eben war er in sein 21. Jahr getreten. Er hatte sich von den theologischen, dann auch von den juristisch-politischen Studien abgewendet und unter dem Einfluss Rousseau's, des grossen Verkündigers der Natur, sich für den landwirtschaftlichen Beruf entschieden. Da begegnete er am Sterbebette eines gemeinsamen Freundes der Jungfrau, die mit ihrem reinen, klaren Wesen den tiefsten Eindruck auf ihn machte. Rasch ward aus Achtung und freundschaftlicher Zuneigung zu dem reiferen Mädchen ideale Liebe, und nun öffnete er sein Herz der Auserwählten gegenüber in sprühender Beredsamkeit. „Stille, heitere Ruhe umströmt meine ganze Seele“, schrieb er ihr, als er aus ihren Aeusserungen einige Hoffnung auf Erhörung schöpfen durfte. „Ich fühle nun wieder, dass ich lebe. Mir lacht Berg und Tal und Hügel und Flur nun wieder. Wo ich bin, da atme ich Vergnügen; wo ich bin, da danke ich dem, der die Schicksale lenkt.“ Doch wollte er sie nicht zu einer bindenden Erklärung drängen, ohne sich ihr ganz geoffenbart und ihr seine

*) Sie liegen jetzt in der Ausgabe von Morf und Seyffarth (Bd. 19 der sämtlichen Werke Pestalozzis, Liegnitz 1895) vor.

Fehler wie seine Lebensgrundsätze dargelegt zu haben. Er hob seine Unvorsichtigkeit, sein regelloses Wesen, seinen Mangel an Geistesgegenwart, seine wechselnde Stimmung und seine Empfindsamkeit hervor. „Von meiner grossen, wirklich sehr fehlerhaften Nachlässigkeit in allen Etiketten und überhaupt in allen Sachen, die an sich keine Wichtigkeit haben, muss ich nicht reden, man sieht sie in meinem ersten Anblick.“ Dann entwickelte er seine Ansichten über den Ehestand und die Auferziehung, von denen er „um kein Haar breit“ abzugehen entschlossen sei. „Meine Söhne sollen ungeachtet der sorgfältigsten Bearbeitung ihres Verstandes das Feld bauen, und von mir soll kein müssig gehender Stadtmann herkommen. Und in Absicht auf den Ehestand muss ich Ihnen das sagen, meine Teure, dass ich die Pflichten gegen meine geliebte Gattin den Pflichten gegen mein Vaterland für untergeordnet halte und dass ich, ungeachtet ich der zärtlichste Ehemann sein werde, es dennoch für meine Pflicht halte, unerbittlich gegen die Tränen meines Weibes zu sein, wenn sie jemals mich mit denselben von der geraden Erfüllung meiner Bürgerpflicht abhalten wollte.“ Auch seine äussere Lage, seine Berufswahl, seine Pläne für die Zukunft setzte er ihr auseinander. „Ueberlegen Sie jetzt, Teure“, schloss er, „ob Sie einem Menschen mit diesen Fehlern, einem Menschen in diesen Situationen Ihr Herz schenken und glücklich sein können. Ich fürchte Sie zu verlieren, wenn Sie mich so sehen, wie ich bin. Ich habe oft schweigen wollen, endlich habe ich mich überwunden. Mein Gewissen rief mir laut, dass ich ein Verführer und nicht ein Liebhaber sei, wenn ich meiner Geliebten einen Zug meines Herzens oder einen andern Umstand, der sie einst beunruhigen und unglücklich machen könnte, verschweigen würde, und ich freue mich jetzt dieser Handlung, es mag daraus entstehen, was immer will. Wenn die Umstände, darein Pflicht und Vaterland mich rufen

werden, meinen Wünschen und Hoffnungen ein Ziel setzen werden, so bin ich wenigstens nicht niederträchtig, ich bin nicht lasterhaft gewesen, ich habe Ihnen nicht in einer Larve zu gefallen gesucht, ich habe Sie nicht mit chimärischen Hoffnungen eines zu erwartenden Glückes betrogen, ich habe Ihnen keine Gefahr und keinen Kummer der Zukunft verschwiegen, und ich habe mir nichts vorzuwerfen.“ Es ist bezeichnend und gewiss ein ehrenvolles Zeugnis für die reine, überwältigende Wirkung, die schon damals das innere Wesen Pestalozzis übte, dass das verständige, besonnene Mädchen sich durch seine herbe Offenheit nicht beirren liess und seiner Werbung trotz aller Warnungen ihrer Angehörigen entgegenkam. „Freund“, schrieb sie ihm endlich, „mein teurer Freund, den ich nicht angefangen zu lieben, bis ich seiner Tugend, seiner Vorzüge, seines edeln Herzens ganz überzeugt war: Sie hielten jede Prüfung aus. Ich will Sie auf einmal beruhigen, bester unter allen Jünglingen. Ich will Dich lieben, so lange Du der Tugend getreu bist, und Du wirst ihr nicht ungetreu!“ „Teure, innig Geliebte!“ erwiderte er, „so empfangen denn auch Du den feierlichen Eid ewiger Liebe. Nimm meine Hand und mein Herz für alle Opfer, die Du mir tust. Du bist ewig der Tugend getreu, und ich liebe Dich ewig.“ Zwei Jahre später, 1769, führte er die Braut als seine Gattin heim, und im Frühjahr 1771 konnte er mit dem jungen Hausstand auf den „Neuhof“, seine im Argau erworbene Besitzung ziehen. Man weiss, dass diese Frau ein Licht auf seinem oft verdüsterten Pfade war, dass sie ihm mit ihrer tapfern, entsagungsvollen Hingabe und mit der sichern Ruhe ihres Gemütes in Glück und Unglück treu zur Seite stand und dass sie noch in Yverdon, umgeben von der Liebe und Verehrung des ganzen Instituts, die widerstrebenden Geister als versöhnendes Mittelglied zusammenhielt. Als sie im December 1815 starb, da musste der Greis ihren Hinschied wie eine

Katastrophe seines Lebens und seiner Unternehmungen empfinden.

II.

Pestalozzi hatte sich durch den Berner Oekonomen Tschiffeli in seinen Beruf einführen lassen. Aber er war kein Landwirt. Seine kostspielige und verkehrte Praxis konnte nur das mitleidige Lächeln der klugen Bauern in seiner Nachbarschaft erregen. Er verstand — wie sein früh verstorbener Vater — niemals zu rechnen und sich gleichmässig mit der allgemeinen Leitung wie mit dem Detail eines geschäftlichen Betriebes zu beladen. Unter seinen ungeschickten Händen wollte weder die Krappkultur noch die Sennerei gedeihen, und nach wenigen Jahren stand der zum grossen Teil auf fremde Capitalien angewiesene Mann am Rande des Verderbens. Er machte dann, wie sein späterer Gehülfe Niederer sich ausdrückt, einen „ökonomisch-pädagogischen Speculationsversuch“ und errichtete auf dem Neuhof eine Anstalt für verwahrloste, arme Kinder, die ihr Brot selbst verdienen lernen und mit ihrer Arbeit die Kosten der Erziehung zum mindesten vergüten sollten. Die liebe Not und nicht ein innerer Drang trieb ihn zu dieser Unternehmung. Aber er trat mit tiefer Einsicht an das Werk heran und hatte ein klares Verständnis für die Mittel des Gelingens. Sein leitender, nachmals von Wehrli ausgeführter Gedanke war, den Armen nicht durch bequeme Wohltätigkeit, sondern durch Entwicklung der in ihnen liegenden Kräfte aufzuhelfen, die Armen in der Armut und für die Armut zu erziehen und die Armenschule zu einer Familie zu gestalten, die in collectiver landwirtschaftlicher und industrieller Arbeit ihre unabhängige Existenz begründen könnte. Er lebte sich so innig in diesen Gedanken ein, dass er die Armenerziehung wie seinen künftigen Beruf betrachtete. „Wenn der Weg

auch noch langsamer, noch mühevoller wäre, so sehnet sich doch meine Seele, ihn zu gehen und mein Leben diesem Endzweck zu widmen. Es ist unbeschreibliche Wonne, Jünglinge und Mädchen, die elend waren, wachsen und blühen sehen, ihre Hände zum Fleiss zu bilden und ihr Herz zu ihrem Schöpfer zu erheben, Tränen der betenden Unschuld im Angesicht geliebter Kinder zu sehen und ferne Hoffnungen von Tugendempfindung im verworfenen, verlorenen Geschlechte.“ Er setzte persönlich seine ganze Liebe und Treue für die neue Schöpfung ein und fand freudige Unterstützung bei edlen Menschenfreunden. Allein sein völliger Mangel an Geschäftskunde verhinderte das ökonomische Gedeihen seiner Anstalt, und so geschah es, dass das hoffnungsreich Begonnene schon im Jahre 1780 ein trübes Ende nahm. In ergreifenden Worten hat Pestalozzi selbst sich über das peinliche Ergebnis seiner jahrelangen Bemühungen ausgesprochen: „Mein Versuch scheiterte auf eine herzzerschneidende Weise. Meine Frau hatte im Uebermass ihres Edelmutes ihr Vermögen beinahe ganz für mich verpfändet. Ehe ich mich versah, steckte ich in unerschwinglichen Schulden, und der grösste Teil des Vermögens und der Erbhoffnungen meiner lieben Frau war gleichsam in Rauch aufgegangen. Unser Unglück war entschieden. Ich war jetzt arm.“ Er hatte mit den armen Kindern wie ein Bettler gelebt, um sie wie Menschen leben zu machen; nun musste er froh sein, nicht schimpflich von seinem Neuhof verdrängt zu werden.

Da griff er auf den Rat seiner treuesten und verständnisvollsten Freunde, vor allem des Basler Philanthropen Isaak Iselin, zur Feder und schrieb sein Volksbuch „Lienhard und Gertrud“, dessen erster und schönster Teil im Frühjahr 1781 erschien. Das Werk mag heutzutage den Liebhaber einer glatten Erzählungskunst enttäuschen; aber es war durchaus der geniale Wurf eines

Mannes, der trotz aller äussern Misserfolge einen reichen Schatz von Erfahrungen gewonnen hatte und der zugleich, mehr als er sich später eingestehen wollte, von Goethes hinreissender Gewalt in der Epoche des Sturms und Drangs ergriffen war. Es stand nach seinem eigenen Bekenntnis in wenigen Wochen da, ohne dass er eigentlich nur wusste, wie er dazu gekommen. „Ich fühlte seinen Wert, aber doch nur wie ein Mensch, der im Schlafe den Wert des Glückes fühlt, von dem er eben träumt.“ Kunstlos reihte sich eine Scene an die andere; durch das Ganze aber pulsierte ein dramatisches Leben wie durch „Götz von Berlichingen“, und einzelne Scenen, wie die im stillen Hause Lienhards, in der Sterbekammer der Grossmutter, in der Wirtschaft des Vogtes Hummel und in der Stube des Scherers erinnern in ihrer wunderbaren Feinheit und Tiefe, in ihrer Anschaulichkeit und Naturkraft an die grössten Dichter aller Zeiten. Als Dichtung in erster Linie, als erschütterndes Zeitgemälde, hat denn auch „Lienhard und Gertrud“ auf das Volk gewirkt.*)

Aber Pestalozzi gedachte im Grunde ein lehrhaftes Buch zu schreiben und seine Ideen von der Erziehung des Menschengeschlechts darin niederzulegen. Selber im Elend, hatte er das Elend des Volkes, seine Beschränktheit und seine Verwahrlosung kennen gelernt, und nun glühte er für die Aufgabe, es aus seiner Verkommenheit emporzuheben. Sein Herz wallte, schreibt er einmal, wie ein mächtiger Strom, einzig und allein nach dem Ziel, die Quelle des Elends zu stopfen, in die er das Volk versunken sah. Seine Ausführungen über den einzuschlagenden Weg haben unvergänglichen Wert. Es gilt die Erziehung des Naturmenschen zum sittlichen Menschen, die Erweckung und gesunde Entfaltung der in ihn gelegten

*) Vergl. Göttinger, Pestalozzis Lienhard und Gertrud als Dichtung betrachtet. Pestalozzi-Blätter 1881, Nr. 4–6.

Kräfte. Dies hat vorerst in dem Individualkreis der Familie, und hier durch die Mutter, die natürliche Lehrerin der Kinder, zu geschehen. Wo sie mit ihrer Kraft nicht ausreicht, da treten die Gemeinde und der Staat helfend und ergänzend ein. Sie errichten Schulen, in welchen des Menschen Hand, Herz und Kopf durch Männer mit klarem Blick, festem Willen und warmer Hingabe weiter ausgebildet werden. Sie sichern Recht und öffentliche Ordnung, sorgen aber auch für die bürgerlich ehrenhafte Existenz und Erwerbsfähigkeit ihrer Angehörigen. Und den Schlussstein der Volksbildung, die „auf das Fundament der festen und vollendeten Mauern einer weisen bürgerlichen Bildung gebaut“ ist, setzt die von allen dogmatischen Fragen frei gehaltene, zur wahren Humanität anleitende religiöse Unterweisung. Da müssen nun alle mitwirken, die guten Willens sind und denen die Macht verliehen ist: die höhern Schichten der Gesellschaft, die bürgerlichen und die kirchlichen Behörden. Das ist die beste staatliche und sociale Politik; sie erlöst das Volk aus seiner verkümmerten, gedrückten Lage und verhindert mit ihren vorbeugenden Reformen den Ausbruch der Revolution.

So erweiterte sich Pestalozzis Blick von dem kleinsten Kreise auf die grössern Gemeinschaften und auf die ganze civilisierte Menschheit, der er mitten in einer gärenden Zeit wie ein Denker der antiken Welt oder wie ein Staatsordner des Mittelalters den Weg zu einer ruhigen und heilsamen Entwicklung wies. Aber immer wieder kam er zur Familie, dem eigentlichen Fundament der bürgerlichen Ordnung, und zur Mutter, der still in ihrer Hütte waltenden, zurück. Gertruds Gestalt ist sein Ideal geworden. Sie ist das Element, das alle schlummernden Keime des Guten auch im verhärtetsten Erdreich zu beleben weiss. Mit ihr treten Arner, der Schlossherr, und Ernst, der Pfarrer, in Verbindung, um eine Verbesserung

der traurigen Zustände im Dorfe Bonnal anzubahnen. Sie wahrt in aller eignen Not des Hauses Ehre und hat immer ein Wort des Trostes und eine offene Hand für solche, die noch ärmer sind. Sie führt als tapfere Gattin den Kampf gegen alle finsternen Gewalten, die das häusliche Glück zu untergraben drohen. Sie unterrichtet ihre Kinder; sie knüpft überall, auch in den Lehren der Religion, die ihr als die Quelle der Sittlichkeit erscheint, an die nächsten Verhältnisse an und öffnet ihnen Kopf und Herz. Sie ist mit einem Wort ein Weib und eine Erzieherin von Gottes Gnaden, die ihre Wohnstube zum Heiligtum erhebt und ob Mann und Kindern den Himmel verdient. „Leser!“ ruft Pestalozzi aus, „ich möchte dir ein Bild suchen von dieser Frau, damit sie dir lebhaft vor Augen schwebt und ihr stilles Tun dir immer unvergesslich bleibe. Es ist viel, was ich sagen will; aber ich scheue mich nicht, es zu sagen: So gehet die Sonne Gottes vom Morgen bis am Abend ihre Bahn. Dein Auge bemerkt keinen ihrer Schritte, und dein Ohr höret ihren Lauf nicht; aber bei ihrem Untergange weisst du, dass sie wieder aufsteht und fortwirkt, die Erde zu erwärmen, bis ihre Früchte reif sind.“*)

Nie wieder in seinen spätern Werken hat Pestalozzi so einfach grossen Ton getroffen, wie in „Lienhard und Gertrud“.

III.

Beinahe zwanzig Jahre verlebte Pestalozzi nach diesen ersten schriftstellerischen Erfolgen in kümmerlichem Dasein, in nagender Sorge für die Seinen und vergeblichem Ringen nach Anerkennung seiner Ideen über die Förderung des Menschenwohls. Die Fortsetzung zu „Lien-

*) Zweiter Teil, Kap. 24. (S. 307 der Jubiläumsausgabe von 1881.)

hard und Gertrud“ und sein zweites Volksbuch: „Christoph und Else“, hatten nicht die Wirkung, die er von der ernsten Arbeit wohl erwarten durfte. Sein „Schweizerblatt“, in das er eine Fülle von Gedanken über Volks-erziehung streute, ging schon nach einem Jahre wieder ein. Seine „Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechtes“, philosophische Versuche, an denen er drei Jahre lang „mit unglaublicher Mühseligkeit“ geschrieben hatte, blieben, wie er mit Wehmut bemerken musste, in weitem Kreise fast völlig unbeachtet. Sein Eingreifen in die politische Bewegung beim Umsturz der alten Eidgenossenschaft bereitete dem schwärmerischen Idealisten nur bittere Enttäuschung und lieferte den Beweis, wie leicht auch ein reiner Charakter Schaden leiden kann, wenn er sich auf den schlüpfrigen Pfad der Politik verirrt. Nach keiner Seite fand er Befriedigung; nirgends — auch nicht in Frankreich, das ihm, wie Schiller und Campe, das Ehrenbürgerrecht verlieh — wollte sich ihm ein Feld eröffnen, auf dem er seinem Schaffensdrang genügen und seine Gedanken mit freudigem Schwung in wahrhaft segensvolle Taten umsetzen konnte. Wie bitter und hoffnungslos seine Stimmung bei diesem Schicksal war, erkennt man aus seiner Fabel: „Der Menschenmaler“. „Er stand da, sie drängten sich um ihn her, und einer sagte: du bist also unser Maler geworden? Du hättest wahrlich besser getan, uns unsere Schuhe zu flicken. Er antwortete ihnen: Ich hätte sie euch geflickt, ich hätte euch Steine getragen, ich hätte euch Wasser geschöpft, ich wäre für euch gestorben; aber ihr wolltet meiner nicht, und es blieb mir in der gezwungenen Leerheit meines zertretenen Daseins nichts übrig, als malen zu lernen.“

Schon näherte sich Pestalozzi dem 54. Lebensjahre, und er begann an einer Erfüllung seiner heissesten Wünsche zu verzweifeln. Da kam es über ihn, dass er

„Schulmeister“ werden wollte; da endlich wurde ihm Gelegenheit geboten, sich als Erzieher zu versuchen, indem die helvetische Regierung Vertrauen zu ihm fasste und nach den Nidwaldner Schreckenstagen, gegen Ende des Jahres 1798, das Waisenhaus in Stans unter seine Leitung stellte. Seine Tätigkeit auf dieser Trümmerstätte ist wohl die populärste Episode seines Lebens, und sie blieb ihm noch im Greisenalter als eine Zeit der „höchsten Segenstage“ in Erinnerung*), so wie gemeinhin dem Lehrer die Jahre nachmals in verklärtem Licht erscheinen, in denen er zum ersten Mal in freier Schaffenslust seine pädagogische Kraft erproben durfte. Wie oft ist schon nacherzählt worden, was Pestalozzi an einen Freund, den Sohn Salomon Gessners, über seine Arbeit in Stans geschrieben hat!**) Es stellten sich vom Januar bis zum Frühjahr 1799 etwa 80 Kinder ein, viele schmutzig und zerlumpt, hungrig und abgezehrt, stumpfsinnig oder roh, fast ohne jede Schulbildung. Aber er entdeckte mit seinem liebevollen Auge die lebendigen Naturkräfte, die sich in den Kindern unter der verkommenen Hülle allenthalben regten. Er wollte diese pflegen; er wollte sie aus dem Schlamm herausheben und in einfache, aber reine häusliche Umgebungen und Verhältnisse versetzen, und er hielt sich überzeugt, sein Herz werde Wunder wirken, wie die Frühlingssonne. „Ich irrte mich nicht; ehe die Frühlingssonne den Schnee unserer Berge schmelzte, kannte man meine Kinder nicht mehr.“

Ausser einer Haushälterin hatte er keine Gehülfen, weder für den Unterricht der Kinder, noch für ihre häusliche Besorgung. Er musste ihnen alles sein, Lehrer, Vater und Mutter zugleich. „Jede Hülfe, jede Handbie-

*) Schwanengesang. Sämtliche Werke (Ausgabe von Seyffarth), Bd. 14, S. 227.

**) Sämtliche Werke, Bd. 11.

tung in der Not, jede Lehre, die sie erhielten, ging unmittelbar von mir aus. Meine Hand lag in ihrer Hand, mein Aug' ruhte auf ihrem Aug'. Meine Tränen flossen mit den ihrigen und mein Lächeln begleitete das ihrige. Sie waren ausser der Welt, sie waren ausser Stans, sie waren bei mir und ich war bei ihnen. Ihre Suppe war die meinige, ihr Trank war der meinige. Ich hatte nichts, ich hatte keine Haushaltung, keine Freunde, keine Dienste um mich, ich hatte nur sie. Waren sie gesund, so stand ich in ihrer Mitte, waren sie krank, ich war an ihrer Seite. Ich schlief in ihrer Mitte. Ich war am Abend der letzte, der ins Bett ging, und am Morgen der erste, der aufstand. Ich betete und lehrte noch im Bett mit ihnen, bis sie einschliefen: sie wollten es so."

Aber schon am 8. Juni musste die in einem Kloster eingerichtete Anstalt aufgehoben werden, da die Räumlichkeiten im Kriege zwischen den Alliierten und den Franzosen als Lazarete dienen sollten. Zum Tode erschöpft verliess er den „seiner Individualität eigenen und ihn gleichsam selig machenden Boden“, um im Freundeshause auf dem Gurnigel Erholung zu suchen.

Mit Genugthuung durfte er indes auf seine Wirksamkeit in Stans zurückblicken. Er hatte die Erwartungen Legrands, Stapfers und Renggers, seiner Freunde in der helvetischen Regierung, mit einer Treue erfüllt, die ihm unvergessen blieb. Er hatte die Anstalt mit einer Hingebung ohnegleichen ins Leben gerufen und durch seine grenzenlose Liebe die Herzen der Kinder gewonnen. Er hatte das Bewusstsein seiner Kraft wieder gefunden und — nach seinen Worten — „Erfahrungen über die Möglichkeit gemacht, den Volksunterricht auf psychologische Fundamente zu gründen, wirkliche Anschauungskenntnisse zu seinem Fundamente zu legen und der Leerheit seines oberflächlichen Wortgepräuges die Larve abzuziehen.“ Es leuchtet denn auch eine herz-

liche Freude aus einzelnen Stellen jenes Briefes über den Aufenthalt in Stans. Die Darstellung fällt bisweilen in einen überschwänglichen Ton und mag kritischen Bedenken rufen. Aber mit einer solchen Wärme und einem solchen Glanz war die Wichtigkeit und das Glück einer naturgemässen Erziehung und Schulbildung für das Volksleben noch nie geschildert, noch nie der Beruf, den die Welt bisher nur von seiner mühseligen und langweiligen Seite kannte, in seiner poetischen Tiefe erfasst worden. Der Brief erregte Teilnahme und Begeisterung für Pestalozzi und sein Werk: er klang wie der Weckruf einer neuen Zeit. Die Armenschule von Stans ist die Wiege der modernen Volkserziehung geworden.

IV.

Als Pestalozzi auf der Höhe des Gurnigels weilte, freute er sich wohl der weiten Rundschau, denn noch nie hatte sich ein so umfassendes landschaftliches Panorama vor ihm ausgebreitet. Aber wenn er auf die schönen Täler zu seinen Füßen schaute, dachte er vor allem an das übel unterrichtete Volk, das darin wohnte. Immer wieder trieb ihn ein mächtiger innerer Drang, ihm aufzuhelfen. „Ich konnte nicht leben,“ schrieb er, „ohne mein Werk.“ Und so scheute er sich nach seiner Rückkehr nicht, eine ihm dargebotene armselige Hintersassenschule, dann die untersten Stufen der Bürgerschule in Burgdorf zu übernehmen, nur um die in Stans begonnenen Unterrichtsversuche fortsetzen zu können. Hier arbeitete er nun mit „ungeheurem Eifer“ und bei aller tastenden Unsicherheit doch mit entschiedenem Erfolg, so dass die Schulcommission von Burgdorf nach der ersten Prüfung im März 1800 den Wunsch aussprach, er möchte durch keinerlei Umstände von seinem Lieblingsgeschäft, der Bildung und der Veredlung der Kinderwelt, abgezogen werden.

Bald trat denn auch eine Veränderung in seiner äussern Stellung ein. Der Minister Stapfer, der geistvolle Förderer der Volksbildung in der Zeit der helvetischen Republik, der mit aller Treue zu ihm hielt, als andere ihn noch verkannten und verspotteten, ermöglichte den Druck seiner Elementarbücher, erregte das Interesse der gebildeten Kreise für seine Ziele und veranlasste die Gründung einer „Gesellschaft von Freunden des Erziehungswesens“, deren Mitglieder den Bestrebungen Pestalozzis allgemeine Anerkennung zu verschaffen suchten. Dann fand er Gelegenheit, seine Schule mit derjenigen zu vereinigen, die ein junger Appenzeller, Hermann Krüsi, zu Anfang des Jahres 1800 für arme Kinder aus seiner Heimat im Schlosse Burgdorf eingerichtet hatte. Es entstand eine von der helvetischen Regierung unterstützte Anstalt, an der er mit dem eben so tüchtigen als bescheidenen Krüsi und mit andern seine geistige Leitung anerkennenden Gehülfen seine Methode systematisieren und ihre praktischen Consequenzen ziehen konnte. Er war am heiss ersehnten Ziele angelangt.

Jetzt, im Jahre 1801, entstand sein bedeutendstes pädagogisches Werk: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt.“ Er bezeichnete es, nicht ganz zutreffend, als einen Versuch, den Müttern Anleitung zu geben, ihre Kinder selbst zu unterrichten; indes führte er in dem Buche einfach seine schon in „Lienhard und Gertrud“ angedeuteten Ideen über Menschenbildung, das ist über Unterricht und Erziehung, aus.

Sein Grundgedanke war, dass der Bildungsgang mit der physischen Natur übereinzustimmen und sich dem geistigen Fassungsvermögen anzupassen habe, oder wie er sich auf einer der ersten Seiten des Werkes äusserte: „Aller Unterricht des Menschen ist nichts anderes als die Kunst, dem Haschen der Natur nach ihrer eigenen Entwicklung Handbietetung zu leisten, und diese Kunst ruht

wesentlich auf der Verhältnismässigkeit und Harmonie der dem Kinde einzuprägenden Eindrücke mit dem bestimmten Grade seiner entwickelten Kraft.“ Jeder Unterricht aber hat von der Anschauung, dem absoluten Fundamenté aller Erkenntnis, auszugehen; seine Aufgabe ist es dann, die Anschauungen vermittelt der dem Menschen inwohnenden Elementarkräfte der Zahl, der Form und der Sprache zu klaren Vorstellungen und deutlichen Begriffen zu erheben und lückenlos bis zu der Stufe fortzuschreiten, auf der der Zögling den ihm dargebotenen Stoff beherrschen und im Verkehr mit seiner Welt verwerten kann. Dieses Ziel der intellectuellen und physischen Bildung zu erreichen, ist die Kunst des Lehrers. Aber auch die schlichte Mutter vermag durch richtiges Elementarisieren ihre Kinder zu Wissen und Können anzuleiten; ja die Wohnstube, die Familie ist vor allem dazu berufen, dem Kinde den sittlich-religiösen Geist, die moralische Bildung einzupflanzen. Mit herrlichen Worten weist Pestalozzi gegen den Schluss des Werkes seiner Gertrud, dem Ideal der liebenden, einsichtigen Mutter, ihre Stellung an. „Mutter, Mutter“, ruft das Kind aus, „ich kann meine Unschuld, meine Liebe, meinen Gehorsam, ich kann die Vorzüge meiner edleren Natur alle nur an deiner Seite erhalten!“

Nun mag es leicht gelingen, in dem in stürmischem Drang entworfenen Werke, von dessen tiefem Gehalt wir kaum eine Andeutung geben konnten, Schwächen und Unvollkommenheiten nachzuweisen. Es fiel dem Autodidakten, der niemals den Segen männlicher und wissenschaftlicher Zucht an sich selbst erfahren hatte, zu allen Zeiten schwer, das als richtig Erkannte auf einen bestimmten logischen Begriff zu bringen und den ganzen Reichtum dessen, was intuitiv in seiner Seele lebte, mit philosophischer Klarheit auszuprägen. Und allzusehr versteifte er sich auf die von ihm entdeckte Triologie der elementaren Mittel, die seinem System einen

gezwungenen Charakter gab. Aber das Ganze war ein geistvoller und redlicher Versuch, die Volksbildung auf psychologischer, d. h. naturgemässer Grundlage aufzubauen, dem Unterricht wahrhaftes Leben einzuhauchen, die öden Buchstabier- und Katechismusschulen in Menschenschulen umzuwandeln.

Das Buch war eine Tat. Es kam den herrschenden Bedürfnissen, dem allgemeinen Rufe nach Natur, nach Menschlichkeit entgegen. Den Menschen erziehen, hatte schon Isaak Iselin gesagt, ihn lehren, ein Mensch zu sein, ist die grösste Wohlthat, welche der Mensch dem Menschen gewähren kann, und hier waren nun fruchtbare Gedanken über den Gang der Erziehung in einer Sprache ausgeführt, deren originaler Kraft sich kein ernster Leser entziehen konnte.

Aber während Pestalozzi seinen theoretischen Versuch dem öffentlichen Urteil unterbreitete, stellte er zugleich mit seinen Mitarbeitern die praktische Durchführung seiner Methode aller Welt vor Augen. In Menge trafen die Besucher aus den schweizerischen Kantonen und aus Deutschland ein, um sich persönlich von den Vorzügen der neuen Richtung zu überzeugen. Pestalozzi erschien wie ein Prophet, seine Anstalt in Burgdorf wie ein Centrum der Cultur, das nach der Ueberzeugung seiner Anhänger das unbedingte Hülf- und Heilmittel der menschlichen Entwicklung bot. Der eine und andere der Besucher nahm freilich manche Dinge wahr, die ihm nicht gefielen und ihn zu offener Polemik reizten. Pfarrer Steinmüller in Gais, ein verständiger Schulmann und nüchterner Beobachter, der für den kühnen Geistesflug in den Werken des pädagogischen Reformators keine Sympathie empfand, schrieb in gereizter Stimmung „Bemerkungen gegen Pestalozzis Unterrichtsmethode“ und suchte mit einem spöttischen Seitenblick auf die nachlässige Kleidung des Sonderlings den Beweis zu leisten, dass das von den

Pestalozzianern laut gepriesene Arcanum, die elementare Bildung durch Anschauung zu erzielen, eigentlich nichts neues sei. Aber sein Zürcher Freund, Hans Konrad Escher, derselbe, der nachmals die Lintcorrection an die Hand genommen hat, verwies ihm in einem klassischen Briefe seine Ueberhebung. Er gab zu, dass Pestalozzis Methode angefochten werden könne; allein er meinte, Steinmüller hätte Haut und Rock des Mannes weglassen und sich mehr an die Sache halten sollen. „Im Ton des Vorwurfs nennst Du Pestalozzi einen Sonderling und wirfst ihm sein schmutziges Aussehen vor. Wahrlich, Pestalozzi ist nicht aus Affectation ein Sonderling geworden, und ebensowenig ist es ein Geist der Unsauberkeit und der Unordnung, der sein schmutziges Aussehen bewirkte. Armut und Verwendung seiner Kräfte — nicht zu seinem Wohlstande, sondern zu immer höhern menschenfreundlichen Rücksichten, sind schuld an dieser seiner nunmehrigen üblen Gewohnheit. . . . Oft selbst empfand ich Ekel vor ihm; aber selbst ehe ich ihn näher kannte, bückte ich mich tief vor dem Mann, der, statt eines bequemen Lebens zu geniessen, an eine Heerstrasse geht, die Bettler bittet, ihm ihre Kinder zu übergeben und dann diese Kinder zu humanisieren sucht!“ Escher erreichte, dass Steinmüller einlenkte und der Polemik einen würdigen Abschluss gab. „Nimm dich in Acht,“ hatte er ihm schon früher bemerkt, „die Deutschen fangen an, sich sehr für Pestalozzi zu erklären.“*)

In der Tat schenkten die deutschen Schulmänner der Anstalt in Burgdorf fast grössere Aufmerksamkeit, als die Schweizer. Der junge Philosoph Herbart suchte Pesta-

*) Da diese Briefe in der Pestalozzilitteratur so wenig Berücksichtigung finden, so mag es nicht überflüssig sein, daran zu erinnern, dass die Correspondenz zwischen Steinmüller und Escher aus den Jahren 1796—1821 im 23. Bande der St. Galler Mittheilungen zur vaterländischen Geschichte (1889) veröffentlicht worden ist.

lozzi auf und schätzte die von ihm unterrichteten Kinder glücklich wegen der sichern Hand und „wegen der energischen Stetigkeit des Geistes, die sie gewannen.“ Er war es dann, der die Pestalozzi'schen Ideen von der Erziehung des Menschengeschlechts den deutschen Frauen vermittelte und mit wissenschaftlicher Schärfe ihren Kern erfasste. Der Berliner Soyaux, der im Jahre 1802 nach Burgdorf kam, wunderte sich über das gellende Schreien der Knaben und über die äussere Regellosigkeit des Unterrichts; er fand auch, Pestalozzis Grundsätze seien mehr im Keim und Entwurf, als in männlicher Reife und Vollständigkeit ausgebildet. Aber der lebendige, fröhliche und arbeitsfreudige Geist, der in der Anstalt herrschte, ergriff ihn mit unwiderstehlicher Gewalt. Alles erschien ihm rein und gesund, frisch aufstrebend, harmonisch und human. „Lehrer und Zöglinge,“ berichtete er, „sind in ihrem Wesen so schlicht und natürlich, wie isolierte Bergbewohner. Man weiss nichts von erlernter Höflichkeit, von schöner Geberde, von wohlklingenden Formen, von conventioneller Sitte. Die Kinder folgen ihrem reinen Naturgeföhle. . . . Von Frömmelei und dem widerlich pedantischen Schulten findet man keine Spur.“ An Pestalozzi selber bemerkte er eine Rastlosigkeit des Strebens, die das gewaltige Ringen einer ungebundenen Kraft erkennen liess. „Das Triegrad seiner Gedanken ist in beständigem und heftigem Umschwung; er lebt mehr in sich als ausser sich, mehr in seiner Ideenwelt, als in der Wirklichkeit. Ein Geist der Unruhe, ein innerer Drang treibt ihn manchen Tag aus einem Zimmer in das andere, von einem Hausgenossen zum andern. Es scheint dann, als ob er einem fliehenden Gedanken nachjagen und verwickelte Zweifel mit Gewalt ins Klare setzen wollte. . . . Zu anderer Zeit harret er Tage lang auf dem Zimmer aus, denkt und schreibt in einer gänzlichen Vergessenheit seiner selbst und seiner Angelegenheiten. . . . Er spricht rasch, bestimmt, scharfsinnig,

mit Nachdruck und Zuversicht. Widerspruch reizt ihn nicht. . Liebe und Freundschaft füllen sein ganzes Herz aus. Es scheint, als redete er lieber durch Gefühle, als durch Gedanken und Worte zu seinen Freunden und Zöglingen. Ein herzlicher Schlag, ein kräftiger Händedruck, ein wohlwollender Blick . . sind ihm natürlicher, als wortreiche Anmerkungen. . Unbekannt mit den Formen europäischer Sitte und Höflichkeit, überlässt er sich dem Naturdrang seines Geistes und Herzens.“

In noch wärmerem Tone sprach sich der Prediger Ewald in Bremen über Pestalozzi aus, nachdem er seine Anstalt persönlich in Augenschein genommen hatte. Er sah scharf zu, aber er fand ein Leben, einen Eifer, eine Munterkeit, die alle ungünstigen Urtheile Lügen strafen. Er durchschaute die Mängel seiner Kenntnisse und seiner praktischen Befähigung; aber — so musste der hochgebildete Mann bekennen — „er ist ein origineller, intensiv grosser Kopf. . . Sein Genius sprüht Lichtfunken.“ Und zugleich erfasste ihn aufs tiefste seine grenzenlose Liebeskraft. „Sah ich je einen Menschen, der den Menschen im Menschen liebt, so ist es Pestalozzi. Geben, helfen, erfreuen, den letzten Gulden mit jemand teilen, zehn arme Kinder erziehen, wenn man zehn und fünfzig, wenn man fünfzig erziehen kann: das ist so natürlich, wie dem Menschen das Atmen ist. . . Er erfuhr selbst alles Schreckliche der Armut; zwanzig Jahre kämpfte er mit Mangel und Elend; aber zugleich bekam er einen anschaulichen Begriff von dem Elend der niedrigen Stände; und in seiner Seele entstand und reifte der Entschluss: ich will helfen! — Ja, er reifte; denn er blieb und steht noch jetzt felsenfest in seiner Seele.“ —

Man würde ermüden, wollte man auf die Zeugnisse aller Männer weisen, die oft aus weiter Ferne kamen, um Pestalozzi bei seiner Arbeit zu belauschen und in seiner Umgebung reine Begeisterung für den pädagogischen

Beruf zu schöpfen. Sie vermochten, ob sie auch anfangs zweifeln wollten, dem ergreifenden Wesen des Mannes nicht zu widerstehen. Durch jedes Wort, durch den Ton seiner Stimme, durch die leuchtenden Augen, durch seinen Ernst und seine tiefe Traurigkeit, durch seinen leidenschaftlichen Zorn gegen alle Bosheit, dann wieder durch die väterliche Art seines Verkehrs mit den Kindern, durch seine Milde und unerschöpfliche Güte nahm er sie gefangen. Sie eilten wieder heim, um seine Methode in ihren Kreisen zu verbreiten. Aber, schrieb ein späterer Besucher, „seine Methode war er selbst mit seiner ganzen Persönlichkeit, mit seinem Herzen voll Liebe für das Volk und dessen Armut.“*)

In Burgdorf stand Pestalozzi auf der Höhe seines Lebens.

V.

Am 14. Januar 1804 fasste die nach der Mediationsacte neu eingesetzte Regierung des Kantons Bern den Beschluss, es sei das Schloss Burgdorf, seiner eigentlichen Bestimmung gemäss, so bald als möglich dem dortigen Oberamtmann einzuräumen. Da musste Pestalozzi mit seiner ganzen Anstalt wohl oder übel den Boden verlassen, auf dem sie so rasch und so rühmlich emporgediehen war. Er zog mit ihr nach Münchenbuchsee, und als die engere Verbindung, in die er mit Philipp Emanuel v. Fellenberg, dem energischen Praktiker in Hofwil, zu treten suchte, wegen der allzugrossen Verschiedenheit der Naturen sich zerschlug, entschied er sich für Yverdon und richtete dort sein Institut mit trefflichen Lehrern,

*) C. Varrentrapp, Johannes Schulze und das höhere preussische Unterrichtswesen in seiner Zeit (Leipzig 1889), S. 114. Schulze, der Mitbegründer und langjährige Leiter des höheren preussischen Schulwesens, lernte Pestalozzi im Jahre 1810 persönlich kennen und besuchte mit ihm das Schlachtfeld von Murten.

mit Krüsi, Niederer, Muralt und dem durchgreifenden Vorarlberger Joseph Schmid, auf grösserm Fusse ein.

Alles schien sich in Yverdon anfangs glücklich zu gestalten, und Pestalozzi war voll Zuversicht. Die Zahl der Zöglinge vermehrte sich von Jahr zu Jahr; aus aller Herren Ländern strömten sie herbei. Noch stärker als in Burgdorf war der Besuch von Fremden, die den pädagogischen Betrieb studieren wollten. Das Schloss von Yverdon stand da wie eine internationale Leuchte, nach der sich die Hoffnungen auf eine nach unfehlbaren Grundsätzen erreichbare Bildung richteten.

Eben im Jahre 1808, als Deutschland tief erniedrigt war und sich in dumpfer Ohnmacht nach Erlösung sehnte, sprach Fichte in seinen tapfern Reden an die deutsche Nation von einer neuen nationalen Erziehung und erklärte unumwunden, sie habe sich „an den von Heinrich Pestalozzi erfundenen, vorgeschlagenen und unter dessen Augen schon in glücklicher Ausübung begriffenen Unterrichtsgang“ anzuschliessen. Pestalozzi selbst drückte in freudigsten Ergüssen sein Glück über die feste Begründung seines Werkes aus: „Die Aufmerksamkeit auf unser Tun hat, ich möchte sagen, seinen obersten Gipfel erreicht“, sprach er am Neujahrstage 1809 zu seinen Lehrern. „Die Augen tausend und tausend edler Menschen sind mit grossen Hoffnungen auf uns gerichtet. Das Urtheil erleuchteter Männer hat uns vielseitig Gerechtigkeit widerfahren lassen, und hie und da bietet uns innige Liebe die Hand für unser Tun.“ Er war mit seinen Gehülfen fortwährend auch litterarisch tätig, und der beinahe Siebenzigjährige arbeitete Tag und Nacht mit einem Kraftaufwand, der keine Schranken kannte. So hat ihn unsere ehrwürdige Mitbürgerin, Frau Maria Tobler-Wartmann, noch gesehen, die 5 Jahre lernend und lehrend in seinem Institut verweilte und jetzt, mit 89 Jahren, noch die lebendigste Erinnerung an ihn bewahrt.

Die Anstalt in Yverdon war aber, trotz ihres Welt-
 ruhmes, doch nicht das, was Pestalozzi eigentlich wollte
 und was seinem innersten Wesen, seiner ganzen Ver-
 gangenheit entsprach. Statt die elementare Volks- und
 Armenerziehung zu fördern, kam sie vielmehr den Be-
 dürfnissen der höhern Stände in und ausserhalb der Schweiz
 entgegen. Ihr zunehmender Umfang erschwerte die Ver-
 waltung und schädigte die Einheit der erzieherischen
 Leitung. Die zahlreiche, aus den verschiedenartigsten
 Elementen bestehende Lehrerschaft konnte nur mit Mühe
 zusammengehalten werden. Die besten Kräfte entzogen
 sich den unerquicklichen Dissonanzen. Der Glanz der
 Anstalt schwand dahin, und als zu Ende des Jahres 1815
 mit Pestalozzi's Gattin der still waltende gute Genius des
 Instituts von hinnen schied, da drohte das ganze, not-
 dürftig unterstützte Gebäude einzubrechen.

Es liegt eine tiefe Tragik in den verzehrenden Kämpfen,
 die Pestalozzi noch in den folgenden 10 Jahren zu be-
 stehen hatte, um sein Unternehmen wenigstens finanziell
 zu retten. Immer wieder täuschte er sich über die Grenzen
 seiner Kräfte; aber er rang wie ein Held gegen das über-
 mächtige Schicksal, bis er, zum Tode gebeugt, 1825 seine
 Anstalt schliessen musste.

Zwei Jahre später, an einem kalten Wintertage, fand
 der 81jährige Dulder sein Grab auf dem Friedhofe von
 Birr, zur Seite des Schulhauses, nicht weit vom Neuhof,
 wo er einst mit väterlicher Liebe die ärmsten Kinder des
 Landes aufgenommen hatte, um sie zu einem menschen-
 würdigen Dasein zu erziehen.

* * *

Es ist nicht leicht, die Summe eines solchen Lebens
 auf eine kurze Form zu bringen und zutreffend diejenigen
 Momente zu bezeichnen, die ihm nach allgemeinem Ur-
 teil eine so bedeutende Stellung in der Geschichte des

Unterrichts gesichert haben. Wenn Comenius, der grosse mährische Pädagog des 17. Jahrhunderts, den Ruhm genoss, die Lehrkunst habe gewissermassen persönliche Gestalt in ihm gewonnen, so wird man ähnliches von Pestalozzi nicht behaupten wollen. Man muss es offen eingestehen: ein guter Schulmeister war er nicht. Dazu fehlte ihm der rechte Grund der Bildung und die glückliche Beigabe eines geschlossenen Charakters, einer ruhig imponierenden Persönlichkeit. Er war zu wenig consequent in seinem Unterricht, allzu vertrauensselig gegenüber der lieben, schlimmen Jugend und viel zu sorglos in der Anwendung der prosaischen und doch so unentbehrlichen Regeln einer schulmässigen Disciplin. Er wusste auch die von ihm vorgeschlagene Unterrichtsmethode nicht mit der Klarheit eines logisch geschulten Kopfes darzustellen, und was Engländer und Deutsche vor ihm auf pädagogischem Gebiete geleistet hatten, kümmerte ihn wenig: er folgte seinem eigenen Instinct.

Nicht in seiner unmittelbaren äussern Arbeit als Lehrer und als Schriftsteller lag, wie mich dünkt, das eigentlich Entscheidende und Bleibende seiner Wirksamkeit. Sein mächtiger Einfluss auf die Zeitgenossen und durch diese auf die Nachwelt beruhte vielmehr auf dem Zauber, den er mit seinem Gemüt, seiner Herzengüte, seiner Innigkeit, seinem nach Licht und Wahrheit ringenden Feuergeiste übte. Wer nur seine Schriften las, konnte unmöglich seine Grösse fassen; man musste ihn sehen und hören, um eine Ahnung von der Tiefe und wundersamen Wirkung seines Wesens zu erhalten. Er wusste die Geister zu fesseln und zu überwältigen mit Wort und Tat, sie hinzureissen zum „Wehmutsmitleid“*) für die verarmten Klassen und zu seinen Grundideen, dass alle

*) Es ist Hans Georg Nägelis Ausdruck. Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1896, S. 254.

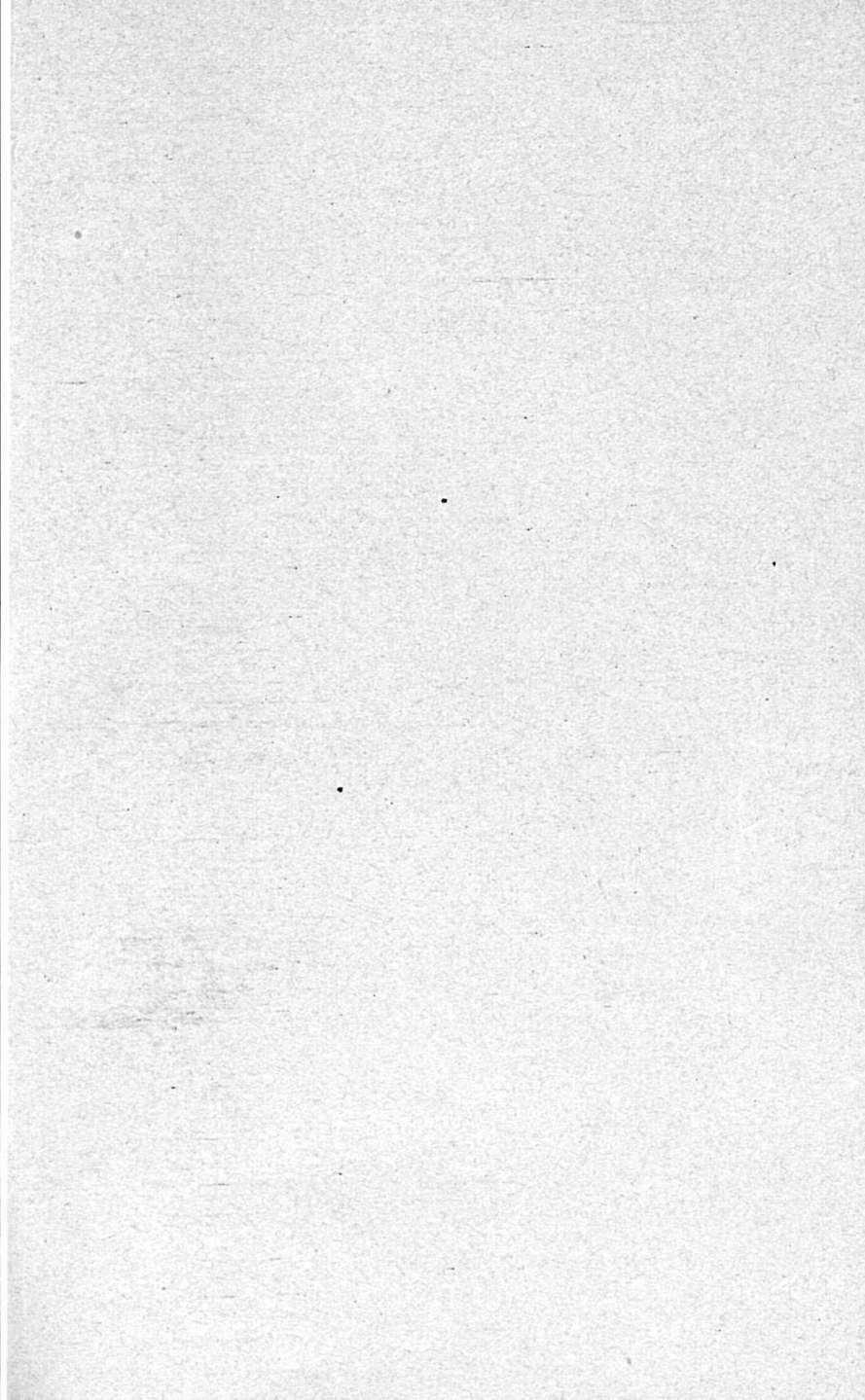
Volksbildung von der häuslichen Erziehung und aller Unterricht von der Anschauung auszugehen habe. Wer aber gar das Glück hatte, als Lehrer in seine Anstalt einzutreten, der gewann einen unveräusserlichen Schatz für sein ganzes Leben. Er wurde angeregt für alles Reine, Wahre, Erhabene, für alles, was den Menschen weit über das Gemeine hebt. Er wurde ergriffen von der siegreichen Kraft einer unerschütterlichen Ueberzeugung. Er wurde mit heiliger Begeisterung erfüllt für die Aufgabe der Jugendbildung.

Hierin, in den fruchtbaren Trieben, die Pestalozzi in eine Menge der edelsten Zeitgenossen senkte, in dem neuen, frischen Schwung, den er der grossen Sache der Erziehung gab, liegt die unvergängliche Bedeutung seines Daseins.

Die pädagogische Welt ist seither über manche seiner Anschauungen hinausgeschritten, und sie bemüht sich unablässig, Verbesserungen im methodischen Verfahren durchzuführen. Aber ob sie ihre Postulate populärer oder wissenschaftlicher formuliere: die schönsten Erfolge ihrer Tätigkeit wird sie doch nur erlangen, wenn sie in seinem Geiste weiter strebt.

Diesem Geiste der Liebe und Treue, der Hingebung und Selbstentäußerung, diesem über das Grab hinaus durch das Jahrhundert fortwirkenden Geiste **Heinrich Pestalozzis** huldigen wir heute in ehrfurchtsvoller Dankbarkeit!







Zollikofer'sche Buchdruckerei
St. Gallen.